

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 38.

Berlin, Mittwoch den 29. März

1843.

Spanien.

Die Gatomachie oder der Katzenkrieg.

Von Lope de Vega.

In einem platonischen Dialoge stellt Sokrates die Ansicht auf, daß, wer besondere Anlage für das Tragische oder Furchtbare habe, auch vorzüglich geeignet sey, das menschliche Leben von seiner komischen oder lächerlichen Seite aufzufassen. Diese Behauptung ist keinesweges so paradox, wie sie beim ersten Anblick erscheint, und findet auch in der Literaturgeschichte mehrfache Bestätigung. Derselbe Homer, welcher den Horn Achill's und die Irrefahrten des Ulysses sang, feierte auch (?) den Krieg der Frösche und der Mäuse. In demselben Spanien, wo das erste Heldengedicht des Mittelalters, der *Cid*, entstand, finden wir auch das erste burleske Gedicht über den Streit zwischen Don Carnaval und Donna Fastnacht. Und wieder in Spanien sang, einige hundert Jahre später, der Dichter des eroberten Jerusalems auch „die Liebe, die Kämpfe, die Abenteuer zweier tapferer Kater“.

Die Gatomachie steht bei den Spaniern in großem und wohlverdientem Ansehen. Der Dichter hat die Hauptpersonen mit den lebendigsten Farben geschildert, mit ungemeiner Kunst charakterisirt, mit reizender Anmuth bis zum Ideal erhoben. Marramaquiz, ernst und streng, erinnert uns an Ajar oder Tankred; Mizifus, ungestüm, hitzig, stolz, unbändig, ist Achill oder Rinaldo; Zapaquilda, leichtsinnig und kokett, aber dennoch lebenswürdig und verführerisch, ist Helena oder Armide. Die Composition ist vortreflich; und in der Ausführung, in diesen fortwährenden Parodien der alten Dichter, welche Leichtigkeit! welche Feinheit! welche treffender Witz! Freilich begünstigt auch die Spanische Sprache selbst, mit ihrer natürlichen Pracht und Würde, den Dichter außerordentlich, welcher Kleinigkeiten pomphast darzustellen und kleinen Geschöpfen die Gefühle und Leidenschaften epischer Helden leihen will.

Die Gatomachie erschien 1634 in einem Bande burlesker Gedichte. Lope hatte aus religiösen Bedenken aufgehört, für das Theater zu arbeiten. Weil er nun nicht wünschte, eine derartige Sammlung unter seinem Namen zu veröffentlichen, dennoch aber als Verfasser derselben bekannt seyn wollte, gab er sie unter dem Namen Tome de Burquillos heraus, den er bereits zwölf oder funfzehn Jahr früher angenommen hatte bei Gelegenheit eines literarischen Streites über die Selig- oder Heiligigsprechung des heiligen Isidor. Außerdem verrieth er sich durch die Dedicatio an den Herzog von Sessa, seinen Gönner, und durch die Vorrede, in welcher er mit gewohnter Festigkeit die schlechten Schriftsteller seiner Zeit angriff. Und die Censoren des Buches, beide ihm befreundet, küsteten in ihrer Approbation den Schleier völlig. Der eine, Baldivieso, nennt diese Gedichte „ein glückliches Erzeugniß eines großen Geistes“; der andere, der berühmte Quevedo, welcher vermuthlich glaubte, daß diese Andeutung noch nicht klar genug sey, sagt, „der Stil dieser ausgezeichneten Gedichte gleiche ganz und gar demjenigen, den man bisher nur in den Werken Lope de Vega's bewundert habe.“ Und jeder Vers verrieth auch die Hand des Meisters. Es war gewiß nicht ein Mensch in ganz Spanien, der nicht schon bei der ersten Seite nach der damals gewöhnlichen Formel gerufen hätte: „'s ist von Lope (es de Lope)!“ — Dennoch hat später ein naiver Spanier diese Gedichte unter dem Namen Tome de Burquillos herausgegeben.

Weil von der Gatomachie wohl kaum eine Uebersetzung vorhanden ist, außer der allzu freien Bearbeitung in der Bibliothéque des Romans, lassen wir einen Auszug folgen aus der Französischen Prosa-Uebersetzung des Herrn Damas Hinard, dem wir auch die vorstehende Literat.-Notiz verdanken.

Erster Gesang.

Der ich einst Wald und Flur besang, und Krieg und Schlachten: ich will nun mit heiterem Liede feiern der Liebe trauliches Rosen und ihre verzehrende Wuth. Begeistert mich, Kastalische Musen, zu preisen den Krieg, die Liebe, die Abenteuer zweier tapferer Kater!

Was haunt ihr? Wenn so viel Menschen sich den Hunden ergeben, darf ein Dichter sich nicht den Katzen weihen? Wie oft hat eine Katze uns getrübt über den Undank der Fürsten und über die Launen des Glücks!

Schon war der Frühling erschienen. Der Zephyr umspielte die Natur mit süßem Fächeln. Flora freute mit reicher Hand Blumen über die ganze Flur.

An einem solchen Frühlings-Morgen saß die schöne Zapaquilda, glatter als ein Klosterkästchen, auf dem Firnen eines Daches und leckte ihr zartes

Kleid und ihren Schwanz. In Ermangelung eines Spiegels, betrachtete sie sich in ihren Gedanken und sah sich reizend. Und als sie sich wohl gewaschen und gepußt hatte, sang sie mit halber Stimme ein Lied, so schön, daß selbst Orpheus sie beneidet haben würde.

Zur selben Zeit saß Marramaquiz, ein edler Römischer Kater, der erste und größte Kater der Welt, der eben so stolz war als verliebt, und dessen kriegerisches Aeußere ein schöner Schnurrbart und zwei Augen, glänzend wie Karfunkel, noch erhöheten, seinen Schilofnappen Minet, einen Kater der Mancha, herbeikommen. Minet pries ihm die Schönheit und Lebenswürdigkeit Zapaquilda's und entflammte ihn zu heißer Liebe.

Marramaquiz versuchte, seine natürliche Schönheit noch durch ein wenig Toilette zu erhöhen. Er legte prächtige Beinkleider an, elegante Schuhe, einen niedlichen Halskragen und einen reichen Degen. Um die Schultern warf er einen Scharlachmantel nach französischem Schnitt. Das Haupt bedeckte eine Sammetmütze, geschmückt mit einem dreifarbigem Federbusch, der aus drei Federn bestand, welche unser Held von einem Papagei erbeutet hatte.

Darauf bestieg er sein Pferd, eine im letzten Kriege gefangene Keffin, und ritt davon, wie Roland zur schönen Angelika.

Als ihn das Fräulein herankommen sieht, nimmt sie eine würdevolle Haltung an. Sie schlägt die Augen nieder, leckt sich die Lippen, wie ein nachhaftes Kind, das eben seine Buttersemmel aufgegessen hat, senkt schamhaft ihren Schwanz und hält sich gleichsam vollkommen in einen Schleier von Bescheidenheit. — Marramaquiz steigt ab, nähert sich, den Hut in der Hand, und beginnt von seiner Liebe zu sprechen. Sie erröthet verschämt. Da geschieht plötzlich ein Knall. Ein Nachbar hatte mit Hahenschrot nach den Gästen geschossen und die arme Keffin getroffen. Mit tragischem Murren entfliehen Kater und Katze über Böden und Dachrinnen.

Während Marramaquiz fortfuhr in dem Bestreben, sich Zapaquilda's Liebe zu gewinnen, hatte der Ruf von ihrer Schönheit, Anmuth und Tugend beide Hemisphären durchflogen. In allen Ländern wurden die Herzen der Kater bewegt. Sie eilen herbei zu Fuße und zu Pferde, mit der Post und selbst zu Schiffe. Zuletzt gab es kein Dach, keinen Schornstein mehr, wo nicht ein verliebter Kater mauzte und seufzte; und mehr als einer fiel in schwärmerischer Zerstreuung vom Firnen auf die Straße.

Unter dieser zahllosen Menge von Fremden war auch ein Kater Namens Mizifus angekommen. Seine Brust und Füße waren weiß wie Schnee, sein Rücken schwarz wie eine Kohle. Wegen seiner Gewandtheit, seiner Tapferkeit und seines Schwanzes war er als ein Mars und Apollo unter den Katern weit und breit berühmt. Kaum hatte er die schöne Zapaquilda gesehen, als sein ganzes Daseyn in dem Gedanken an sie aufging. Tag und Nacht durchstreifte er unaufhörlich das Dach, welches sie bewohnte, mit einem großen Gefolge von Pagen und Lakaien; und, die undankbare Kokette! sie vergaß Marramaquiz und die Treue, welche sie ihm geschworen hatte.

Anruhe und Eifersucht warfen den unglücklichen Marramaquiz aufs Krankenlager. Endlich wurde Zapaquilda's Herz gerührt. Sie ging ihn besuchen und brachte ihm zur Stärkung eine Gänsepfote und einige andere Lederbissen. Der Kranke mauzte zärtliche Vorwürfe und rührende Klagen und senkte darauf sein Haupt in tiefer Betrübniß. Zapaquilda, erschreckt von seinem Schluchzen und seinen Seufzern, fürchtete, daß ihm eine Ader springen könne, und mit freundlich erhobnem Schwanz strich sie ihm zweimal über das Antlig. Dies genügte, ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Und mit süßer Stimme setzte sie dann noch hinzu: „Was quälst du dich und mich? Mizifus betet mich zwar an, aber ich liebe nur dich und bleibe dir ewig treu.“ Darauf schloß die schöne Zapaquilda ihren Rosenmund; denn die Fräulein sprechen in solchen Lagen nicht viel; und sie thut wohl daran, denn sie befügen in Liebesangelegenheiten nicht die Erfahrungen der Frauen und Witwen.

Die Nacht begann bereits ihren Sternenmantel über den Himmel zu breiten, die Vögel hatten ihr Geschwätz beendet, und die Liebenden trennten sich, nachdem sie sich höflich mit den Schwänzen begrüßt hatten.

Zweiter Gesang.

O Eifersucht! Was für Unheil hast du schon gestiftet! — Der tapfere Marramaquiz erholte sich allmählig von seiner Krankheit und spazierte, noch bleich, auf dem Dache unserer Undankbaren. Ach! darf man je solchen Koketten vertrauen?

Die reizende Zapaquilda saß auf ihrem Balkon und erwartete Mizifus, als ein Page und weitläufiger Verwandter desselben, Namens Garraf, ankam. In einer Hand trug er einen bedeckten Teller, in der anderen einen Brief.

Sie küßte die Decke. Welche Ueberraschung! Ein schönes Stück Käse, und Eier, und Salzfleisch und zwei rote Bändchen, wie sie die Frauen den Käsen, welche sie lieb haben, ans Ohr binden. Darauf nimmt sie den Brief und liest: „Süßes Fräulein, du, um die ich die ganze Welt hingeb, nimm zum Zeichen der Liebe diesen Käse mit.“ Da erscheint plötzlich Marramaquitz, der von einem nahen Dache aus diesen schrecklichen Verrath angesehen hatte, und mit zorniger Rechten schleudert er den Boten in die Region des leeren Raumes; mit den Zähnen zerreißt er den Brief des verhassten Nebenbuhlers und zertrümmert darauf den Teller. Die erschrockene Zapaquilba entflieht wie eine leichtgeschürzte Amazone und verspricht dem Amor neuen Bogen und Pfeile als Weibgeschenk für glückliche Rettung aus den Händen des Wüthenden.

Mizifus entbrannte in gerechtem Zorn über den Bericht seines Boten Garraf und schwur seinem Feinde schreckliche Rache. Er war anzuschauen gleich Agamemnon, als er das hölzerne, verderbenbringende Pferd nach Troja sandte, wie Virgilius in seiner Aeneide erbaulich besungen.

Unterdes ging Marramaquitz in einen dunklen Wald, um den weisen Einsiedler Grafignant aufzusuchen. Die Nacht begann ihren Sternemantel zusammenzufalten. Aurora träufelte über unsere Gärten ihre krySTALLenen Thränen, welche die Sonnenstrahlen in eben so viel Diamanten verwandelten.

Der weise Philosoph Grafignant rieth dem Marramaquitz, der undankbaren Zapaquilba zu entsagen und seine Fuldigungen einer anderen Kage darzubringen. Marramaquitz, überzeugt, daß für ihn auf dieser Welt nichts mehr zu hoffen sey, senkte traurig das Haupt; doch, um sich nicht undankbar zu beweisen, schenkte er dem Philosophen eine Wurst, die er für ihn mitgebracht hatte.

Auf dem Heimwege überlegte er, welcher Kage er seine Dienste weihen solle, um sich von dieser verhängnißvollen Liebe zu heilen, als ihm plötzlich die schöne Micilde, die Kage eines benachbarten Apothekers, einfiel. Er billigte dies Vorhaben mehr aus Ueberlegung als aus Neigung, denn er sann nur auf Rache.

An einem schönen Mai-Morgen, zur Stunde, wenn die Rose sich entblättert und der Spanische Edelmann Siesta hält, pußte sich Micilde, nicht fern von Marramaquitzens Wohnung, mit ihren weißen Pfoten. Eben kam auch Zapaquilba zufällig auf dasselbe Dach. Marramaquitz fand die Gelegenheit vortrefflich und näherte sich mit zärtlicher Miene der Micilde. Doch, wie sonderbar ist das menschliche Herz! während er sich an Zapaquilben grausam rächen wollte, empfand er gerade die heftigsten Gefühle für sie, und indem er mit der anderen plauderte, blickte er nach dieser mit einem Auge, in welchem sie weit weniger Zorn als Liebe hätte sehen können. Micildens Herz war noch unerfahren. Sie hörte mit lebhafter Freude die Versicherungen des Treulosen, und ihr Schwanz bewegte sich wie die Bogen des Meeres.

Zapaquilba großte und murrte zwischen den Zähnen. Micilde merkte es und hielt frohig Stand. Man konnte jeden Augenblick eine Scene erwarten, welche zwischen wohlgezogenen und anständigen Leuten stets verlegen. Plötzlich springen beide Damen auf einander los, zertragen sich das Gesicht, zerreißen sich die Kleider, bis sie erschöpft, fünf Stockwerke tief, auf die Straße fallen. — Und Marramaquitz? voll Stolz hatte er dem seinetwegen entstandenen Kampfe zugesehen, mit triumphirendem Lächeln sah er den Fall. So mächtig ist das Vergnügen, welches ein Eifersüchtiger in der Rache findet.

Dritter Gesang.

Es war zur Zeit, wenn Tag und Nacht sich gleichen, es war zur Stunde, wenn die bleiche Diana dem strahlenden Apoll am Himmel folgt, als der tapfere Mizifus mit kühnem Tritte auf das Dach seiner Dame stieg. Diese hatte in Folge ihres Falles zur Aber gelassen und zwei ganze Tage das Bett gebüet.

Mizifus hatte zwei Musikanten mitgebracht, welche unter dem Balkon der schönen Zapaquilba eine von ihm gedichtete Romanze anstimmten. Unterdes erhob sich Marramaquitz von seinem schlaflosen Lager, denn der Liebeskummer gönnte ihm keine Ruh. Bald bemerkte er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Welche Gefühle durchstürmten ihn, als er Mizifus bei Zapaquilben erblickte. Er seufzte, er murrte; es durchriefelte ihn eiskalt, dann wieder glühend heiß. Die Liebenden aber plauderten in süßer Unbefangenheit, wie Antonius zu Cleopatra's Hüßen sich und Cäsar vergaß.

Wie ein Vogelsteller belauschte Marramaquitz jede Bewegung seines glücklichen Nebenbuhlers.

„Ach!“ sagte Mizifus mit süßem Mauzen, „ach reizende Freundin, wann wird endlich der Tag unserer Vermählung erscheinen! wann werde ich dich dürfen meine Gattin nennen! dann werde ich zum erstenmal mein Schicksal segnen. Aber ihr seyd grausam, erbarmungslos.“

Darauf antwortete die Kage mit bewegter Stimme: „Ach! wäre doch morgen der ersehnte Tag unserer Hochzeit. Aber der Schändliche, der Verräther, der eifersüchtige Marramaquitz steht unserem Glücke im Wege. Ich fürchte nicht für mich, aber ich zittere um dein Leben, denn er ist eben so stark als tapfer. Wäre es nicht besser, ihn zu vergiften?“

„Also er ist's“, antwortete Mizifus zornig, „der meinem Glücke im Wege steht? Ist er tapferer als ich, sein Zahn, seine Krallen schärfer als die meine? Bin ich nicht Mizifus? Aber du liebst ihn, Treulose, oder du fürchtest doch diesen zahmen Küchenhelden! Wäre ich dabei gewesen, als er meinen Burschen Gadrat schlug, einen jungen Bant, dem der erste Glaum das Kinn beschattet! Gift! das wäre zu viel Ehre für diesen miserablen Kater. Seine Ohren will ich dir bringen, und aus seinem Pelze will ich mir einen Schlafrock für den nächsten Winter machen.“

„Schamloser Mizifus!“ schrie Marramaquitz, „nur Weibern ziemt es, von Abwesenden übel zu reden. Mein Adel ist so gut und so alt als deiner, und ich habe mich mit den ersten Katern der Welt gemessen, nicht mit Schildknappen oder Pagen, unter freiem Himmel, nicht in der Küche. Dies Dach, auf dem wir uns befinden, wird der Schauplatz eines blutigen Trauerspiels werden. Du Zapaquilba, undankbare Verrätherin, mußt sterben. Ich werde dich mit meinem Schwerte durchbohren und deinen Kopf der Micilde als Trophäe bringen.“

Und mit diesen Worten zieht er sein Schwert aus der Scheide, und beide Kater beginnen das Gefecht. Die erschrockene Zapaquilba flieht, und die Musiker eilen, ihre kostbaren Instrumente und ihre Rehen in Sicherheit zu bringen.

Unterdes passiert Guruguz, ein Kater der Polizei, welcher zur selben Stunde die Runde machte, mit seinen Sergeanten vorbei. Auf das Waffengeklirr kommt er herzu und besieht den Kämpfenden, ihre Degen abzugeben. Sie gehorchen; denn wohlgezogene Leute respektiren die Gerechtigkeit. Nach einem vergeblichen Sühnungsvorsuch führt er sie Beide ins Gefängniß.

Zu diesem Augenblick erhob sich die Sonne am östlichen Himmelrande und beleuchtete die bunten Blumen, die Fier und den Stolz der grünen Auen.

(Schluß folgt.)

Franreich.

Ueber die künstliche Vervollkommnung der Organe im gesunden Körper.

Anszug aus einem Vortrage Royer-Collard's in der Pariser medizinischen Academie.

Die Heilkunde darf sich nicht einzig darauf beschränken, die Gesundheit herzustellen und Krankheiten zu verhüten; es ist nicht bloß ihr Amt, den Functionen des Körpers freien Spielraum und den Fähigkeiten des Geistes einen gedeihlichen Boden zu sichern: sie soll auch das Werkzeug des Lebens vervollkommen, sie soll das natürliche Kapital des Körpers so nützlich als möglich bewirtschaften und ohne Gefahr unsere Organe zu derjenigen Kraftentwicklung erheben, deren sie fähig sind. Dem größten Theil der Aerzte aber entgeht diese zweite Aufgabe ihrer Kunst, und doch beweisen Vernunft und Erfahrung, daß, würde man die fünf Hauptfactoren der Gesundheit: die Nahrung, körperliche Übung und Zeugung, die Beschaffenheit der Atmosphäre und die moralischen Einflüsse, einer methodischen Regelung unterwerfen, überraschende Resultate erhalten werden könnten. Man weiß, daß die festen und flüssigen Theile aller lebenden Körper sich ohne Unterlaß durch die Nahrung erneuen und umbilden und also Substanz und Form der Elementar-Gewebe von der Beschaffenheit der genossenen Lebensmittel abhängen. Durch die Temperatur und den Wassergehalt der Luft, durch das Licht und die Elektrizität erhält das Blut seine Modification, das Nervensystem seine Stimmung und dadurch wieder das gesammte Leben seine jedesmalige Richtung. Eben so hat die körperliche Übung ein eigenes Feld ihrer Wirksamkeit; sie begünstigt die Verdauung, entwickelt die Muskeln und erleichtert deren Junction, indem sie die motorische Fähigkeit der Nerven erhöht. Nicht weniger, obgleich in ganz anderer Weise, wirken die moralischen Einflüsse auf das Blut und durch dieses auf die übrigen Organe. Während diese Umstände das Individuum verändern, modificirt die Zeugung die Art. Sie kann, je nach der Beschaffenheit der verbundenen Individuen, vorhandene fehlerhafte Organisationen erblich machen oder angeerbt in ihrer weiteren Verpflanzung aufhalten. Es ist also leicht einzusehen, daß man vorausberechnete Resultate vermittelt einer Lebensordnung erhalten müsse, die auf sorgfältige Wahl der Nahrungsmittel und eine fortwährende Ueberwachung der körperlichen Verrichtungen gegründet ist. Royer-Collard hat in seinem Vortrage gezeigt, wie wenig bis jetzt in diesem Theile der Arzneikunde geleistet worden sey, und macht zugleich auf die kostbaren Winke aufmerksam, die uns die Landwirtschaft und die Erziehung der Hausthiere für denselben geben. Denn hier hat man seit Jahrhunderten Schätze von schönen Beobachtungen über die Berechtigung der natürlichen Beschaffenheit unserer Thiere und Pflanzen gesammelt.

Vorzüglich giebt sich im Pflanzenreiche die Macht des Menschen über die Natur kund, da ist er vollkommen Herr: er schafft und verändert die lebendige Materie nach seinem Belieben und erfüllt hier gänzlich seinen Beruf, das unbenutzte Werk der göttlichen Schöpfung zu ergänzen. Die Kultur hat die Tausende von Arten geschaffen, die um uns blühen; sie hat Früchte schmackhaft gemacht, die uns die Natur herb und ungenießbar gegeben. An Pflanzen, die sich selbst überlassen, nur einfache Blüten tragen, vervielfältigte sie die Staubfäden und verwandelte sie in Blumenblätter: Wurzeln formte sie in Aeste, Aeste in Wurzeln um. Durch eine eigenthümliche Weise der Ernährung ist es gelungen, das feine und biegsame Stroh hervorzubringen, das man zu den Italiänischen Hüten benützt. Auf der anderen Seite wieder weiß man es zu erhärten, damit es der Last der gefüllten Aehre widerstehen könne.

Der Umfang der verschiedenen Theile einer Pflanze kann in außerordentlichem Maße vergrößert werden. Melonen, die nach der Javischen Methode kultivirt wurden, erhielten ein Gewicht von 35, selbst von 43 Pfund bei einem Umfange von 26 Centimetres und waren von ausgezeichnetem Geschmack.

Nach einer neueren Entdeckung des Doktor Vallas, die auch von Biot und Soubeiran bestätigt worden ist, giebt der Schaft von dem grauen Mais

mehr Zucker, wenn man zur Zeit der Befruchtung die weiblichen Blüten abschneidet, als wenn man die Aehre sich entwickeln läßt. Die so behandelten Schäfte sind nicht so stark als die anderen, und ihre unteren Blätter verwelken früh. — Die Beschneidung der Bäume liefert nicht weniger interessante Thatsachen. Durch die Beschneidung der Weinreben insbesondere vermehrt man die Zahl und den Umfang der Trauben, indem diesen die Menge der näherenden Substanz, die für die abgeschnittenen Theile berechnet war, zu Gute kommt.

Auf gleiche Weise zeigen manche Thiere merkwürdige Veränderungen je nach der Behandlung, der sie unterworfen werden. So hängt z. B. bei den Bienen von der Beschaffenheit der Wohnung und Ernährung ihr Geschlecht ab. Diejenigen Larven, welche Weibchen werden sollen, liegen in breiteren und dickeren Zellen als die anderen. Dorthin bringen ihnen die Arbeitsbienen eine Art Brei oder Teig von eigenthümlichem Aussehen und Geschmack. Diese Nahrung vorzüglich ist es, der die Bienenköniginnen oder die fruchtbaren Weibchen zu verdanken sind. Stirbt die Königin zufällig, so suchen die Arbeitsbienen, wenn sie nicht auswandern können, augenblicklich ihren Verlust zu ersetzen, indem sie die Zellen von drei oder vier Larven erweitern und diesen die königliche Kost bringen. Dies Faktum hat man sich zu Nutzen gemacht und kann nach Willkür weibliche und geschlechtslose Bienen hervorbringen.

Je höher man in der Thierwelt hinaufsteigt, desto größeren Werth bekommen diese Thatsachen. Herr Royer-Collard verspricht, recht bald hierüber noch speziellere Mittheilungen zu machen. Einige der gewonnenen Resultate indes verdienen, daß wir bei ihnen eine Zeitslang verweilen.

Vor einem Jahrhundert ungefähr stand der Landbau in England auf einer sehr niedrigen Stufe; Vieh gab es wenig, und was davon vorhanden war, hatte kein besonderes Ansehen. Da unternahm es Bakewell, ein einfacher Pächter im Kirchspiele Dishley, eine Race von Hausthieren zu schaffen, die in der Welt ihres gleichen nicht haben sollten, und brachte mit der Zeit dies Wunder wirklich zu Stande. Um die äußere Schönheit und Rundung der Formen kümmerte er sich wenig dabei; ihm lag allein daran, sich Thiere zu verschaffen, die durch Bau und Constitution vollkommen zu den Diensten befähigt wären, zu denen man sie benutzen wollte. So ließ er bei den Rindern, die zum Schlachten bestimmt waren, am meisten die vorzugsweise fleischigen Theile und diejenigen, welche die schmackhaftesten Stücke geben, zu einem ungeheuren Umfang anwachsen, und zwar auf Kosten des Kopfes und der Gliedmaßen. Nach funfzehnjährigen Versuchen konnte er eine zahlreiche Familie von Rindern aufweisen, mit winzigem Kopfe, kurzen Füßen, schmalem Bauch, feinem Felle und sehr breiter Brust. Der Zwischenraum zwischen den Hüften war außerordentlich entwickelt und die Muskelmasse so bedeutend, daß sie zwei Drittheile vom ganzen Gewichte des Thieres betrug. Die Hörner hielt Bakewell für unnütz und zuweilen gefährlich und schuf darum Arten ohne Hörner. Ihm verdankt England noch heut seine schöne Race von Wagenpferden, und endlich war er es, der die wichtige agronomische Aufgabe löste, die Wolle der Schafe zu veredeln, ohne zugleich die Entwicklung ihrer fleischigen Theile aufzuhalten. — Das Verfahren, welches Bakewell bei allen seinen Versuchen befolgte, beruhte auf der gleichzeitigen Anwendung zweier Mittel, der Mischung verschiedener Arten vermittelst ausgesuchter Individuen und der Anordnung einer systematischen Lebensweise.

Seit funfzig Jahren hat man Bakewell's Theorien in ganz Europa angenommen und, in seinem Wege fortschreitend, bewundernswürdige Resultate gewonnen. Man weiß jetzt mit der größten Genauigkeit zu bestimmen, welche Beschaffenheit der Nahrung und Luft, welches Maß des Lichts und der Bewegung für jedes einzelne Thier nöthig ist, um ihm diese oder jene Constitution zu geben und es zu diesem oder jenem Gebrauche geschickt zu machen. So wendet man z. B. die Methode des Mästens bereits auf alle lebende Thiere an.

Bei dem Menschen nun sind die Erfahrungen, welche zeigen, wie weit seine natürliche Constitution könne vervollkommenet werden, noch bei weitem zahlreicher und gewichtiger. Die Art der Ernährung eines Kindes in seiner ersten Lebenszeit hat entschiedenem Einfluß auf die Bildung seines Skelettes. Wenn man die Kinder bei Unzulänglichkeit der Milch durch einen Brei oder ähnliche Speisen erhält, so unterliegen sie meistentheils oder tragen, wenn sie gerettet werden, eine rachitische Constitution davon.

Im späteren Alter giebt die Art der Beschäftigung dem Menschen, so zu sagen, sein eigenes Gepräge und führt Veränderungen herbei, die für die gegenwärtige Untersuchung willkommene Ausbeute geben. Royer-Collard hält sich speziell bei der körperlichen Vervollkommenung auf, welche die modernen Athleten, die Boxer, Schnellläufer, Jockeys u. s. w. durch die Befolgung einer systematischen Lebensordnung erreichen.

Ein Boxer ist ein Mensch von wenigstens achtzehn und höchstens vierzig Jahren. Er tritt auf den Kampfplatz bis zum Nabel entkleidet, mit geschlossenen, aber nicht bewaffneten Händen. Auf ein gegebenes Zeichen stoßen die beiden Kämpfer wüthend mit den Daumen auf einander zu, und wird der Eine durch einen zu heftigen Stoß betäubt oder umgeworfen, so steht es ihm frei, sich eine Minute lang auszuruhen. Doch noch ehe eine ganze Minute verstrichen ist, richtet er sich wieder auf und beginnt den Kampf von neuem, widrigenfalls er sich für besiegt erklärt. Gewöhnliche Boxer halten auf diese Weise, wenn der Kampf ungefähr anderthalb Stunden dauert, dreißig bis vierzig Mal an. Als sich vor etwa funfzehn Jahren die berühmten Boxer Maffey und Maccartny mit einander maßen, fiel der Eine von ihnen in einem Zeitraume von vier Stunden funfundvierzig Minuten sechsundneunzig Mal besinnungslos zur Erde. Selten ereignet es sich, daß ein Boxer eine bedeutende Wunde erhält oder gar in Folge einer Wunde stirbt. Wenige Tage nach dem Kampfe sind diese Leute gewöhnlich von ihren scheinbar schrecklichen

Verletzungen wieder hergestellt. Man kann sogar ohne Ubertreibung behaupten, daß im Allgemeinen das Boxen nicht mehr das Leben verkürzt oder die Gesundheit schwächt, als manches andere Gewerbe, das man gar nicht für gefährlich hält; vielmehr vereinigen die Boxer ihre mährchenhafte Unverletzlichkeit mit einer unglaublichen Kraft, seltenen Gewandtheit und derben Gesundheit. Wie aber haben sie ihren Körper zu dieser Vollkommenheit gebracht? Die Gewohnheit des Kampfes, durch welche der Körper gegen Stöße und Ermüdung wohl auch abgehärtet wird, kann nicht das einzige Mittel seyn, denn die Neulinge in der Carrière sind an Unempfindlichkeit den alten Praktikern völlig gleich; nur ihrer berufsgemäßen und methodischen Lebensweise verdanken sie ihre unverwundlichen Organe. — Es wiege ein Boxer bei Ueberrahme seiner Ordensregeln 128 Pfund, so wird er nach einigen Tagen nur 120 wiegen, noch einige Tage — und er hat wieder seine 128 Pfund, aber seine Muskeln sind straff und elastisch geworden, sein Athmen voll und tief, seine Haut lederartig, glatt und glänzend. Die Derbheit der Haut und die Zurückdrängung des unter ihr befindlichen Zellgewebes sind Folgen der Absorption des Fettes und Ursache, daß sich die Blut-Unterlaufungen, wie sie immer nach Kontusionen erscheinen, nicht zu Geschwüren entwickeln können. Das Verfahren der Boxer erinnert an die berühmte Regel des Cölius Aurelianus, die auch auf die Heilung der Krankheiten angewendet worden ist: *Reparativis utendum viribus, ita ut, rejectis vitiosis carnibus, reformata organa redeant ad sanitatem.* (Man muß die Reproduktionskraft der Natur benutzen und die schlechte Masse entfernen, um der gesünderen Platz zu machen.) Die Aerzte, die dieser Regel folgten, verfahren nicht anders als die Boxer. Zuerst ließen sie zur Ader, dann ersetzten sie mit Hilfe einer nahrhaften Kost und vieler Bewegung das verlorene Blut durch neues. Wenn also Menschen ohne Unterricht durch einfache Betrachtung und Erfahrung diese wichtigen und unumstößlichen Thatsachen fanden, was darf man nicht erst von einer wissenschaftlichen Behandlung dieses neuen Zweiges der Heilkunde erwarten?

Dies wäre im Abriss der Vortrag des Herrn Collard. Wir verweisen diejenigen unserer Leser, die sich speziell über seine nützlichen und geistreichen Untersuchungen unterrichten wollen, auf die Schrift selbst, und man kann den gelehrten Verfasser nicht genug auffordern, diese Untersuchungen fortzusetzen.

Australien.

E. Dieffenbach über die Neuseeländer.

Den neuesten Beitrag zur Kunde dieses Theils von Polynesien liefert das Englisch geschriebene Werk eines Deutschen, Dr. Ernst Dieffenbach, der als Naturforscher bei der Neuseeland-Compagnie in den Jahren 1839, 40 und 41 mehrere Reisen in verschiedene Theile des Landes machte, welche bisher von Europäern nicht besucht oder wenigstens nicht beschrieben worden. Wir entnehmen demselben einige Mittheilungen, die sich auf den Zustand und die Sitten der Eingebornen beziehen. Dr. Dieffenbach's Urtheil über die eingeborne Bevölkerung ist ein sehr günstiges. Er erklärt, daß sich die Neuseeländer durch Höflichkeit, Gastfreundschaft und natürlichen Verstand auszeichnen, daß sie selbst nach den Beobachtungen, die man bei ihrem jetzigen Zustand an ihnen gemacht, vollkommen fähig sind, sich mit den Britischen Kolonisten zu amalgamiren und alle persönliche Rechte Britischer Unterthanen zu genießen, und daß sie, wenn sie nicht durch den üblen Einfluß schlechter Europäischer Charaktere verdorben und durch ein unwürdiges Behandlungssystem entfremdet werden, eine schnelle soziale Entwicklung erwarten lassen. Doch diese Behandlung war bisher nicht die zweckmäßigste, wie der Verfasser nachweist; besonders streng rügt er die Art, wie man bei den Landverkäufen mit ihnen umgeht, und indem er die Grundsätze andeutet, die nach den Vorschriften der Humanität und Klugheit gegen sie beobachtet werden sollten, äußert er treffend:

„Wenn wir uns für eine edlere Race halten, warum machen wir es nicht wie der Gärtner, der auf den wilden Birnbaum einen Zweig von einem edleren Stamme pflanzt und ihm so die Dauerhaftigkeit und besseren Eigenschaften, um deren Fortpflanzung es ihm zu thun ist, mittheilt? Das System, die Ur-racen auszurotten, ist ein grober und gefährlicher Fehler in der Verwaltung der neueren Englischen Kolonien. Nicht bloß ihre Traditionen und Erinnerungen sind mit ihnen ausgestorben, welche die Stelle ihrer Geschichte vertreten und in diese bloß Handel treibenden Gemeinwesen ein höheres Moment hineinbringen würden, sondern man hat auch so das Prinzip der Stabilität und des Patriotismus zerstört. Die Eingebornen haben im Allgemeinen eine viel edlere Anhänglichkeit nicht bloß gegen ihr Land, sondern auch gegen dessen Europäische Entdecker und die ersten Kolonisten gezeigt, als die eingewanderte Race von Krämern, welche nur die Bande, die sie an ihr Geburtsland knüpfen sollten, aufzulösen streben und sich mit ihrer Unwissenheit in Bezug auf Alles, was die Ureinwohner betrifft, noch brüsten. Die Eingebornen, zweckmäßig regiert, würden ein viel besseres Bollwerk gegen die Angriffe fremder Nationen bilden als die Kolonisten selbst. Auch vergißt man ganz die Vortheile, die für das Mutterland durch eine stark konsumirende eingeborne Bevölkerung erwachsen, welche am besten die zwei wichtigsten Zwecke aller Colonisation fördern würde, nämlich erstens neue Märkte für Britische Manufakturen zu eröffnen, und zweitens, was noch wichtiger ist, eine Insel wilder Stämme im Laufe von wenigen Jahren in einen integrierenden Theil Großbritanniens zu verwandeln, welcher mit dem Mutterland in Reichthum, Kraft, Kenntnisse und Humanität wettersert.“

Als der Verfasser zuerst im Charlottensund landete und das Schiff an

einen Baum in einer Bucht angebunden wurde, verließen alle Eingebornen der Nachbarschaft ihre Hütten, um die Fremden zu empfangen, und schüttelten ihnen die Hand zum Zeichen des Willkommen. Man fand hier, daß sich mehrere Wallfischfang-Niederlassungen gebildet und daß die Europäer, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, die Eingebornen durch moralischen Einfluß oder den praktischen Ueberlegenheit regieren. Ehen zwischen den verschiedenen Racen sind hier nicht ungewöhnlich, und die Kinder, die aus solchen Verbindungen entspringen, sind merkwürdig schön und kräftig.

Unter den Häusern war ein großes, welches sie (die Eingebornen) für einen Engländer erbaut, der am Ende der Wallfischzeit bei ihnen wohnte. Sein Haus bildete auch den Versammlungsort der Stämme, da sie neulich durch einen Eingebornen, der bei den Missionairen in der Inselbay gewesen, zum Christenthum bekehrt worden und lesen und schreiben gelernt hatten. Einige von dem Stamm in Amanho hatten schon diese Künste von ihm gelernt, und Alle waren eben danach begierig. . . . Ich war erstaunt, erzählt der Verfasser, sie so umgänglich zu finden; statt boshafter Wilden, die nichts als Verrath und Schaden brüten, wie viele Reisende sie geschildert, waren sie offen, zutraulich und gastlich, und erwiesen sich mir sehr hülfreich während meiner häufigen Spaziergänge in den Wäldern.

Die Europäischen Wallfischfänger im Charlottenlund belausen sich auf ungefähr vierzig, von denen Einige verzweifelte Charaktere sind. Die Eingebornen jedoch scheinen von den Fehlern ihrer weißen Nachbarn viel weniger schädlich berührt zu werden, als man fürchten mochte. Ein anderer Ort, Port-Nicholson in der nördlichen Insel *), vor drei Jahren kaum bekannt und von Europäern fast nie besucht, ist jetzt der Sitz einer großen Niederlassung geworden mit beinahe 3000 Einwohnern. Wo damals einige hundert Eingeborne in rohen Dörfern lebten, in Furcht vor ihren Nachbarn, aber begierig, mit den Europäern zu verkehren und eben anfangend, von einem eingebornen Missionaire in die Formen christlicher Gottesverehrung eingeweiht zu werden, da ist jetzt eine Stadt mit Waarenlagern, Werkstätten, Klubhäusern, Vereinen für Gartenbau und wissenschaftliche Zwecke, Wettrennen, kurz mit dem ganzen Mechanismus eines civilisirten und Handel treibenden Gemeinwesens.

Am weitesten vorgeschritten in den Künsten der Civilisation ist der Stamm der Rarewa in den nördlichen Distrikten, der 8000 Individuen umfaßt. Diese haben schon kleinere und größere Straßen angelegt; ihr Dorf hat ein ganz Englisches Aussehen, eine große Kirche mit einem Thurm von Kauri-Brettern, ist fast ganz von den Eingebornen erbaut worden; man sieht Rosen-Gärten vor den Häusern, und am Fuße des Hügels wechselt Weizen mit Weizen und Hopfen, welche sehr gut gedeihen, und mit verschiedenen Fruchtbäumen und Vegetabilien; auch giebt es schon mehrere Felder, die mit Taback bepflanzt sind.

Manche Gebäude zeichnen sich auch durch besondere Kunstwerke der Eingebornen aus, namentlich durch eine Fülle von Schnitzereien, deren einige sehr alt scheinen. Viele von denselben stellen die Vorfahren des Stammes dar, und die Gesamtheit der Figuren innerhalb und außerhalb jedes Hauses kann als der Stammbaum seines Besitzers betrachtet werden. Gößenbilder scheinen die Neuseeländer nicht zu kennen, was ein sehr interessanter Zug ihres National-Charakters zu seyn scheint. Sie sind viel zu sehr die Kinder der Natur und vielleicht auch zu klug, um hölzerne Bilder anbeten zu können.

Uebrigens ist es merkwürdig, daß der Geschmack an Menschenfleisch noch nicht unter den Neuseeländern erloschen ist. Wenn sie frei über den Gegenstand sprechen, so stimmen sie Alle darin überein, daß das menschliche Fleisch sehr wohlschmeckend ist, besonders die flache Hand und die Brust. Das Fleisch von Europäern halten sie für salzig und unangenehm — ein merkwürdiges physiologisches Faktum, wenn es wahr ist: dasselbe erklärten sie von dem Fleisch unserer Hunde und der eingeführten Europäischen Ratten. Doch glaubt Herr Dissenbach nicht, daß sie je einen Sklaven tödteten, bloß in der Absicht, ihn zu essen. Wo solcher Mord stattfand, da war gewöhnlich irgend ein Aberglaube damit verbunden, oder es geschah als Strafe. Noch ist hier zu erwähnen, daß seit der Einführung des Europäischen Hundes und seiner Hausgenossin, der Katze, die Zahl der verhältnißmäßig wenigen einheimischen Thiere von Neuseeland so schnell abnimmt, daß sie in nicht sehr ferner Zeit gänzlich auszusterben drohen.

Während die Bekanntschaft mit Europäischen Gewohnheiten schon eine Reihe von Uebeln in ihrem Gefolge gehabt, haben Kunst und civilisirtes Leben noch wenig gethan, um die Schmerzen des Gebärens zu erleichtern. Die Mutter sucht bei der Annäherung der Wehen — oft allein — ein nabes Gehölz auf, und wenige Minuten nach der Geburt des Kindes geht sie an ein fließendes Wasser, badet sich und das Kind und wird bald darauf wieder bei ihrer gewöhnlichen Arbeit unter ihren Genossinnen gesehen. Doch bis zu der Zeit der Taufe ist sie „tapu“, d. h. heilig, oder unrein, wenn wir die Biblische Uebersetzung eines Hebräischen Wortes von derselben Bedeutung vorziehen dürfen. Doch gewöhnlich sind nur die Frauen der Häuptlinge dieser strengen Sitte unterworfen. Die Mutter selbst schneidet die Nabelschnur mit einer Muschelschale ab, oft zu kurz, so daß Nabelbrüche entstehen. Auch Zwillinge, welche in ihrer Sprache mahenga heißen, sind nicht selten, doch ist kein Aberglauben mit ihrer Geburt verbunden, sondern es wird dies als ein natürliches Ereigniß betrachtet. Zuweilen wird das Kind geopfert (roromi oder Kinder-

mord), doch meist nur aus Rache: Untreue des Gatten, die Illegitimität der Kinder, eheliche Zwistigkeiten, unerlaubte Verbindungen mit Europäern, Sklaverei während der Gefangenschaft und Trennung vom Gatten sind die Hauptursachen. In manchen Fällen wird der Kindermord durch einen Aberglauben größter Art, durch Furcht vor göttlicher Strafe veranlaßt. So tödtete Rangit-Tautau, das Weib eines jungen Häuptlings, ihr erstes Kind unter folgenden Umständen. Während ihrer Schwangerschaft kam sie in die Nähe eines Bet-Tuchs, das eine alte Priesterin zum Lüften ausgehängt; sie bemerkte ein Insekt darauf, fing es und aß es auf, nach der Gewohnheit der Eingebornen. Die Alte hatte dies gesehen und überschüttete sie sofort mit den bestigsten Flüchen und Verwünschungen, weil sie ein Insekt von ihrem heiligen Tuche gegessen; sie prophezeite, sie würde zur Strafe für diese frevelhafte That ihr eigenes Kind tödten und essen. Diese und andere Drohungen von der Rache des Himmels machten einen solchen Eindruck auf die unglückliche Mutter, daß sie wirklich ein Loch grub, ihr Kind hineinlegte und es zu Tode trat. Doch wurde sie bald von der tiefsten Reue hierüber ergriffen, und vielleicht war dies der Grund, warum sie und ihr Gatte sich von ihrem Stamme trennten und die Hauptstützen der Missionaire wurden.

Mit der Ehe sind zwar wenig oder keine Ceremonien verbunden, gleichwohl sind die Gebräuche im Betreff verheirateter Frauen streng und feierlich. Es findet keine Ehe statt, ehe die jungen Leute ein gewisses Alter erreicht haben, von achtzehn bis 20 Jahren. Doch nicht selten wird schon ein Kind zur Ehe versprochen, und dann wird es tapu, bis es das gehörige Alter erreicht hat. Wenn ein Mädchen so glücklich ist, zwei Freier von gleichen Ansprüchen zu haben, so daß weder sie selbst noch der Vater eine Entscheidung wagt, so findet ein e-puna-rua statt, oder was wir ein Wettziehen nennen würden; jeder von den beiden Bewerbern zieht an ihren Armen in entgegengesetzter Richtung, bis der Stärkere den Sieg behält, wobei natürlich das arme Mädchen oft nicht ohne Verrenkungen davonkommt. Polygamie ist erlaubt, aber sehr selten. Hier und da besitzt ein Häuptling zwei, zuweilen drei Frauen, doch die Meisten haben nur eine. Ehebruch von Seiten des Weibes wird mit dem Tode bestraft; wo unter dem Einfluß der Europäer und der Missionaire die einheimischen Gesetze weniger strenger in diesem Punkt geworden sind, stellt der Mann die Frau in puris naturalibus aus und ist dann wieder mit ihr versöhnt.

Mannigfaltiges.

— Gegen die Ungarische Vierteljahrsschrift. Graf Johann Mailath, Verfasser einer Geschichte der Magyaren, tritt in einem Artikel der Augsburger Allg. Zeitung gegen die mehrfach von uns erwähnte „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn“ auf. Er bezeichnet dieselbe als ein Partei-Organ, in welchem der radikale Geist vorherrschend sey. In Ungarischen Blättern selbst sind uns ähnliche Bemerkungen über die gedachte Zeitschrift vorgekommen: es werden also die Urtheile derselben in Deutschland nur mit Vorsicht aufzunehmen seyn. Besonders gegen Herrn Dr. Henzlmann, der, wie es scheint, der Redacteur der Ungarischen Vierteljahrsschrift ist, richtet sich der Zorn des Grafen Mailath, der, obwohl kein Slawe, sich doch veranlaßt fühlt, seine Slawischen Landsleute gegen die Anklagen des Ersteren zu verteidigen: „Die Beschuldigungen“, sagt er, „sind stark; es heißt S. 24: „Bragt es sich, wem das Land seine nicht genug zu schätzende Unabhängigkeit und Freiheit zu verdanken habe, so muß die Antwort hierauf lauten, dem Ungarn und seiner Nationalität, indem hierzu die anderen Völker des Reichs gar nichts beigetragen, vielmehr von jeher sichtlich hemmend und verderblich eingewirkt haben.“ Ich finde das rechte Wort nicht oder vielmehr ich will das rechte Wort nicht brauchen, welches diese Stelle verdient. Weiß denn Herr Henzlmann nicht, daß in den zweihundertjährigen Kämpfen mit den Türken, um die Unabhängigkeit und Freiheit Ungarns, wenigstens eben so viel Deutsches und Slawisches Blut gekostet ist als Magyarisches? War Johann Hunyadi kein Balasche, war Niklas Trinyi kein Kroat? Man sollte sich schämen, Behauptungen in die Welt zu schicken, die jeder Schulknabe widerlegen kann.“

— Illustrierte Nachrichten. Nach dem Muster der London illustrated News wird in der rühmlichst bekannten Verlags-Handlung von J. J. Weber in Leipzig unter dem Titel „Leipziger Illustrierte Zeitung“ vom 1. Mai ab eine neue Zeitschrift erscheinen, die in wöchentlichen Lieferungen sowohl die Neuigkeiten des Tages, der Kunst und der Wissenschaft, als Biographien und Aufsätze vermischten Inhalts bringen wird, die sämmtlich von geschmackvollen Illustrationen begleitet seyn werden. Das Blatt wird durchaus nicht den bekannten Pfenning-Magazinen ähnlich seyn, sondern eine eigenthümliche, höheren Anforderungen entsprechende Form haben, und bei dem Rufe der Verlags-Handlung, in welcher die illustrierte Geschichte Friedrich's des Großen (von Kugler und Menzel) erschien und die „Allgemeine Pres.-Zeitung“ erscheint, läßt sich auch etwas Ausgezeichnetes erwarten.

Das mit dem 31ten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

*) Neuseeland besteht aus zwei Inseln, einer nördlichen, Cabelnomanwee, und einer südlichen, Tawal Poornam genannt.